

Saale-Beitung.

Abendvierzigster Jahrgang.

Halle a. S., Dienstag, 22. Dezember 1914.

Das erste deutsche Wasserflugzeug über Dover. Interessante Beobachtungen.

Siegreiches Vordringen des ersten bayerischen Reyerkorps bei Arras.

Ein Armeekorps des bayerischen Kronprinzen.
c. B. Frankfurt a. M., 22. Dez. Die „Frankfurter Zig.“ veröffentlicht ein Armeekorps, den der Kronprinz von Bayern am 8. Dezember von Lille aus an seine Truppen gerichtet hat. Der Kronprinz stellt darin fest, daß das erste bayerische Reyerkorps langsam, aber ununterbrochen fortzuschreiten, Angriffe auf feste Stellungen des Gegners stillschweigend und notwendig von Arras unternommen hat, wobei Schützengraben auf Schützengraben dem Feinde entziffen und alle seine Gegenangriffe unter schweren Verlusten für den Feind abgekehrt wurden. Dies alles sei unter dem scharfen Artilleriefeuer des Feindes geschehen. Nach vorliegenden Nachrichten habe dieses Vorgehen auf den Feind stärksten Eindruck gemacht. Der Kronprinz dankt dafür und stellte das Reyerkorps als Muster für die ganze Armee und für die ganze Zukunft hin.

Ein weiteres Schandurteil gegen deutsche Krankenpfleger.

Ein Jahr Gefängnis für die Entnahme von Verbandstoff.
c. B. Paris, 22. Dez. Das Kriegsgericht des 10. Armeekorps in Rennes hat ein neues Schandurteil gegen deutsche Gefangene gefällt. Es handelt sich um die beiden Krankenpfleger Robert Günter und Wilhelm Tiede, die beim 17. Dragoner-Regiment Dienst taten. Sie fanden unter der Anklage, einen Wundverband zerbrochen und Weinwürde daraus entnommen zu haben. Beide Angeklagten gaben zu, den Schmutz zerbrochen und die Würde herausgenommen zu haben, erklärten jedoch, die Weinwürde notwendig für das Verbinden von Wundverbänden gebraucht zu haben. Trotzdem sie Schwüre für diese Behauptung erbringen konnten, wurden sie vom Kriegsgericht zu einem Jahr Gefängnis verurteilt.

Paris wird weiter belagert.

c. B. Genf, 22. Dez. Die Pariser Sonntagsblätter veröffentlichen gänzlich die wahre Lage in Paris. Nach ihrer Zeitschrift wäre man versucht, zu glauben, daß die Russen immer noch auf Berlin marschieren. Der „Matin“ schreibt unversöhnt: „Der russische Sieg bei Marna bedeutet eine Entscheidung von großer Tragweite.“ Süßlich klingen diese die Entscheidung nach aus, doch sei es zweifellos, daß die Russen auch hier siegen würden. Der „Temps“ bringt nur 10 Zeilen über die Lage im Osten, der Rest ist von der Zeitung gestrichelt. Sein Militärkritiker sagt wörtlich: „Die Russen verfolgen nördlich der Weichsel energisch den geschlagenen Feind. Im Zentrum scheint Ruhe zu herrschen, aber Sündenbögen erhellt Maßstab und dürfte seinen Angriff bald erneuern.“

Französische Vergewaltigungen für Kriegsgefangene Gefährten.

Kopenhagen, 21. Dez. Aus Paris wird gemeldet, daß sich Ministerpräsident Briand gegenwärtig mit der Untersuchung der Lage der Gefährten deutscher Nationalität, die sich in französischer Kriegsgefangenschaft befinden, beschäftigt. Bei Kriegsbeginn wurde ihr Recht ebenfalls konfisziert wie der der übrigen Deutschen und Dänen. Alle Gefährten sollen nun, falls die Unterdrückung nichts Besseres ergibt, sofort in Freiheit gesetzt werden und ihr Eigentum zurück erhalten; auch sonst soll ihnen in jeder Weise geholfen werden.

Schwere Verluste der Verbündeten.

T. U. London, 21. Dez. Der Sozialistensprecher des Heuter-Bureaus in Brüssel meldet, daß die britischen Soldaten seit den letzten Tagen überfüllt sind. Daran geht hervor, daß die Verbündeten in den letzten Kämpfen an der Küste schwere Verluste gehabt haben müssen.

Die belgischen Offiziersverluste.

T. U. Havre, 21. Dez. Die belgische Verlustliste liefert den Beweis, daß die Infanterie die größten Verluste an Offizieren zu verzeichnen hat. Kavallerie und Artillerie haben nur wenige Offiziere verloren.

Wildernd als Weihnachtssmann.

T. U. Zürich, 21. Dez. Das „Journal“ erzählt, Kriegsmittler Mitterand habe beschlossen, allen französischen Soldaten an der Front Weihnachtsgüter zu senden in Gestalt von Paketen mit Äpfeln, Nüssen, Orangen, Kaffee, Zigarren und je einer Flasche Champagner für vier Soldaten.

c. B. Köln, 22. Dez. Der Berichterstatter der „Köln. Zig.“ Professor Dr. Georg Wagner meldet vom westlichen Kriegsschauplatz: Heute mittag war ich an einem Ort der belgischen Seeleite und folgte der glücklichen Rückkehr des Marinefliegers Oberleutnant von Bronzowski, der vor-mittags 9,30 Uhr zu einem Fluge nach Dover aufgetrieben war. Er hat Dover erreicht und dort mehrere Bomben abgeworfen, deren eine den Hafensperrhof getroffen haben dürfte. Er beobachtete zwischen Dover und Calais zwei Torpedoboots-zerstörer von England zur französischen Küste patrouillierend, augenscheinlich zur Sicherung des Verkehrs, ferner im Hafen von Dover mehrere Schiffe, darunter eines der Majestic-Klasse, ebenso Schiffe unweit Dünkirchen. In den Deunns, dem längs der englischen Küste führenden Schiffsfahrwege, sah er regen Handelschiffsverkehr. Klares Wetter herrschte dort, während wir Dunst und Nebel hatten. Mit dem Winde flog er in einer Stunde von Dover zu unserer Stellung zurück. Verhaft wurde der lächerliche Flieger nach diesem ersten Streifzug eines deutschen Wasserflugzeuges bis zur englischen Küste beglückwünscht.

Ein feindlicher Flieger über Brüssel.

Brüssel, 21. Dez. Morgenblätter melden: Gestern nach-mittag hat ein feindlicher Flieger den Flugplatz in der Vorstadt Etterbeek überflogen. Er verwarf Bomben abgeworfen, wurde aber, laut „L. T.“ von Feuer unserer Soldaten vertrieben.

Der neue englische Oberkommissar in Ägypten.

T. U. London, 21. Dez. Oberst Sir Arthur Henry Mac Mahon, der von König Georg zum Oberkommissar für das neue Protektorat in Mesopotamien ernannt wurde, ist für die hohe Stellung außerordentlich jung. Er ist 52 Jahre alt, war längere Zeit in Indien und Afghanistan tätig und einige Jahre in verschiedenen stellvertretender General-gouverneur.

Der Geist des englischen Offizierskorps.

T. U. London, 21. Dez. Begeisterung für den Geist, der das englische Offizierskorps befeuert ist ein Vorbild, der das Londoner Kriegsgericht in diesen Tagen befristete. Ein junger Offizier mußte vor dem Kriegsgericht erscheinen, da er sich aus eigener Machtvollkommenheit das Victoria-Kreuz angeeignet und damit auf der Promenade von London renom-mierend herumgelaufen war.

Die hohen englischen Offiziersverluste.

T. U. London, 21. Dez. Die englischen Offiziersverluste, auch in den hohen Kommandostellen, müssen äußerst groß sein, da die letzte „London Gazette“ meldet, daß die Obersten mit und ohne Patent zu Brigadegeneralen mit dem jetzigen Range eines Brigadegenerals ernannt sind.

Eine Flajhenpost an König Friedrich August.

Wie die „Sächsische Staatszeitung“ erzählt, hat der König von Sachsen kürzlich einen eigenartigen Gruß durch eine Flajhenpost erhalten. Mannschaften der 8. Kompanie des Reiter-Infanterie-Regiments Nr. 245 hatten am 14. Oktober auf der Fahrt nach dem Kriegsschauplatz bei Melle befreit den Hofes unweit Erier eine weißblauwe Flajche in die Hand geworfen, in der eine Postkarte folgenden Inhalts aufgebracht war:
„An Seine Majestät den König von Sachsen! Mit Gott für König und Vaterland seien die tapferen Sachsen nach Frankreich!“
Diese Flajche wurde am 21. November in der Hofes bei Mülheim von dem Führer des sächsischen Nationalisten, durch die Feldpost weiterbefördert und gelangte in die Hände des Königs. Die Absender sind jetzt ermittelt und zum Weib-schleife durch Verbrennung von Zigarren errettet worden.

Gestörte Versammlung der kanadischen Nationalisten.

T. U. Ottawa, 21. Dez. Daß in Kanada nicht alles durch die und dünn mit England marschiert, beweist ein Vorfall, der sich am Mittwochabend hier abgespielt hat. Mister Henry Bourassa, der Führer der kanadischen Nationalisten, deren Wahlspruch „Kanada für die Kanadier“ ist, hielt einen Vortrag im Royal-Theater. Raum hatte er zu sprechen begonnen, als die englandfreundlichen Elemente die Vorstellung

Anzeigen
Werben die 6 geposteten Anzeigen
der ersten Nummer mit 20 Pfd. be-
rechnet und in weiteren Anzeigen
und allen Ausgaben 10 Pfd. an-
genommen. Melken die Zeile 20
Schick der Anzeigennummer
11 Uhr, in der Sonntagsnummer
abends 6 Uhr.
Erachtet sich „normal“
Sonntags um „normal“ einmal
Schickung und „normal“ 17
Pfd. Halle, Dr. Straußstraße 17
Pörschkestraße Markt 24.

dadurch hindern, daß sie von dem Redner verlangten, er solle die englische Flagge, den Union Jack hinwerfen. Bourassa weigerte sich und es entstand ein ungeheurer Lärm. Bourassa mußte mit seinen Anhängern das Theater verlassen und in einem anderen Saale seine Vorlesung zu Ende halten.

Spanien ist deutschfreundlich.

c. B. Berlin, 22. Dez. Im „Progros Lyon“ schildert der Madrider Korrespondent die Zustände in Spanien und stellt dabei betriebl. fest, daß alle einflussreichen Kreise, vornehmlich die Offiziere und die Industrie, deutschfreundlich geinnt seien. Unablässig arbeiten die großen Organe für die deutsche Sache. Die schäblichen Gegenarbeit, die von manchen Kreisen ausgeht, bleibt wirkungslos. Der Spanier denkt bei Eng-land stets an Gibraltar und bei Frankreich stets an die Tätig-keit der Sabotier. Viele Zeitungen predigen unablässig, Frankreich möge einen Separatfrieden schließen, denn es opfere kein kostbares Blut für den englischen Koloch.

Die Gärung unter den indischen Truppen.

T. U. Kalkutta, 21. Dez. Die Bewegung unter den in-dischen Truppen, die sich gegen die englische Herrschaft richtet, macht weitere Fortschritte. Sie äußert sich durch fortgesetzte Attentate auf englische Offiziere. Nachdem erst nur wenigen Truppen der Polizeimeister von Kalkutta erschossen worden ist, hat sich ein eingeborener Offizier, dem Major Mahomed Ali Mirza, der bei den Mohammedanern bereits seit längerer Zeit als abtrünnig galt, das gleiche Schicksal ereignet. Der Major wurde von einem seiner Sanzenzeiter vor der Front erschossen.

Über 20 Millionen Schaden in Hartlepool und Scarborough.

London, 20. Dez. Der gesamte, durch die Beschießung von Hartlepool und Scarborough verursachte Materialschaden wird von der „Simderlandpost“, soweit er Gebäude und Ein-richtungsgegenstände betrifft, auf über 20 Millionen Mark geschätzt.

Flotts meldet: Verschiedene Boote waren fünf Meilen südlich von Scarborough mit dem Aufschwimmen von Minen be-schädigt. Eines von diesen Booten ist in die Luft geflogen, wobei nur ein Mann getötet werden konnte. Zwei andere Boote sollen untergegangen sein. („M. S.“)

Englische Friedenswünsche.

Amsterdam, 21. Dez. Reuter meldet aus London: Der Erz-bischof von York dröhete bei der Beerdigung der durch die Beschießung der englischen Küste Umgekommenen: „Der Tod dieser Menschen wird im ganzen Lande den Wunsch bekräftigen, daß England und die Bundesgenossen den Krieg ein schmerzliches Ende bereiten, damit die Welt die Wohlthaten des Friedens genießen kann.“
In Hartlepool sind nach Londoner Meldungen noch drei Verwunden, Mann, Frau und Kind, an den Beschießungswunden gestorben.

Das neue französische Halbjahresbudget.

T. U. Paris, 21. Dez. Der Kammer wird bei ihrem Zu-sammentritt am Dienstag ein Budget für die ersten sechs Monate des Jahres 1915 vorgelegt werden, das 1206 Mill. Franken verlangt. Davon sollen für Heereszwecke 1206 Mill. für die Flotte 431 Millionen und für die Zivilverwaltung 67 Millionen gefordert werden. Die Regierung hat die Ab-sicht, keine neuen Steuern zu erheben, und auf die neue Ein-kommensteuer, die am 1. Januar in Kraft treten sollte, vor-läufig verzichtet. Der ganze Betrag wird also auf dem Wege einer Anleihe aufgebracht werden müssen.

Eine Unterredung mit dem Minister Ballenberg.

c. B. Kopenhagen, 21. Dezember. Aus Malmö wird be-richtet: In einem Interview mit einem Berichterstatter erklärte der schwedische Minister des Äußeren Ballenberg: Die Idee zu dieser Königsaussprache ist vom König von Schweden ausgegangen, der die beiden anderen Monarchen zu einer Aussprache einlud. Die Konferenz ist nicht von langer Hand vorbereitet, sie betraf nur innere Fragen der drei Länder, namentlich wirtschaftlichen Charakters und die Wahrung der Neutralität Skandinaviens. Die Hauptbedeu-tung der Konferenz liegt darin, daß die gegenwärtige Kon-ferenz nur der Anfang einer gemeinsamen schiedlichen Arbeit bedeu-te. Derartige Konferenzen würden wieder stattfinden, sobald innere, die drei Länder betreffende kon-krete Fragen in gemeinsamer Beratung erledigt werden könnten und sollten. Der Minister betonte zum Schluß, daß die Zusammenkunft gegenwärtig nicht abgebrochen, sondern nur einen schließlichen, geschäfts-mäßigen Charakter trage.

Kriegsbriefe aus dem Westen.

(Unberechtigter Nachdruck, auch auszugsweise, verboten.)

Die belgische Küsterrückfälle im Kriege.

Von unsem Kriegserberichterstatter.

Großes Sanjtuarier, den 19. Dezember.

Das Küstengebiet von Knokke, dem ersten Orte westlich der belandischen Grenze bis Zandvoorde, den nicht nur der Meer gelegen, von unserer Marine erklärt. Dort, ist eine nach jeder Seite geöffnete Kampfsfront: Im Norden längs dem Meer e hatten wir des Maritims der Engländer, über deren Landungspläne die Belgier soviel zu erzählen wußten, als der Krieg begann, bis sie jetzt in schmerzlicher Enttäuschung die Hoffnung mehr und mehr zu verlieren begonnen haben. Im Westen steht der Krieg längs der Yser. Während hier die Entwürfung, bis zu dem Augenblicke, den wir wählen werden, ruhig abwarten können, rennen sich die Franzosen, angeschlossen von ihren un unser Vordringen gegen den Aermelandt inoffiziellen englischen Verbündeten, immer mehr, wenn auch mit höchst ermattenden Kräften, die Kapfe blutig.

Das ist das Kriegstheater, das ich in diesen Tagen nach allen Richtungen durchwandert habe. Da die Engländer ja immer wieder versichern, wir hätten die Dünen längs der ganzen Küste mit Kanonen gepökt, so kann ich diese Angabe auf sich beruhigen lassen und brauche von der diesbezüglichen Tätigkeit unserer Truppen nichts zu berichten. Dazu wird wohl später einmal Anlaß sein. Desto lieber erzähle ich von dem, was ich von unseren Feinden beobachtet. Wenn bei Ebbe das Meer im Sonnenlicht weit hinaus erglänzt, dann sieht man von Knokke und bei gutem Wetter schon von Zandvoorde aus die glatte Flut mit schwarzen Punkten, den Kanarienfarnern eines Seeungeheimes gleichbar, ziemlich dicht besetzt. Das sind die Minen eifer, die unsere Heere nach der neutralen Zone des holländischen Fahrwassers hin angelegt haben. Leider ist dies Bemühen recht minderwertige Arbeit gewesen. Bei jedem hohen Seegang reifen sich die Minen los und werden teils an die Küste angeschwemmt, teils treiben sie, als eine auf Jahre hinaus unabwehrbare Gefahr für die friedliche Schifffahrt, nach der offenen See hinaus. Denn im Gegenfall zu unseren Seeminen, die im Augenblick, wo sie sich trotz sorgfältiger Verankerung lösen würden (was so gut wie ausgeschlossen ist), unter Gewähr unsicher werden, behalten die englischen und französischen Minen ihre Entzündbarkeit, auch wenn sie sich von der Ankerstelle befreien.

Wir besitzen darüber ein ausgiebiges Studienmaterial, welches uns jeder Sturmangabe befreit. Dann kommen die Minen an die Küste angegriffen — bei Knokke z. B. hat man sie schon zu Dingen gefunden — und werden von unseren Küstenwachen festgehalten und später, soweit wir nicht die sehr hübschliche Sprenganlage zu besonderen Zwecken für uns verwenden, gesprengt. Hierfür hat man ein sehr einfaches Verfahren. Das Minenkommando verfügt über einen Berliner Autonomibus, der früher die Weisgerstraße entlang fuhr, jetzt aber gute Kriegsdienste tut. Der nimmt die anliegende Mine an ein langes Seilekabel und führt, unter der Bedingung des benachbarten Deiches, in einem Tempo los, welches zu Hause die freundliche Aufmerksamkeit jedes Schuhmanns werden würde. Die Mine hängt an, über den Strand zu hüpfen und bald darauf geht sie donnernd in die Luft.

Sehr zu ihrem Wohlgeraugen bekommen aber die neutralen Holländer auch ihr Teil von diesem unwillkommenen Strandgut ab. Wiederholt sind sie durch „eine schwere Kanonade“ an der Küste alarmiert worden, die sich dann als das Gedröhn der bei hoher See gegen ihren Strand antretenden englischen und französischen Seeminen herausgestellt hat. Die im Jutland stehenden Landminen, Setzungsberichterstatter anhängen dann ihre nervösen Anklagen mit höchst langen Konnotationstelegrammen über Seegerichte an der belgischen Küste.

Nun könnte es den Engländern wohl so passen, wenn sie die bösen Geister, welche sie durch ihre Minenreueung reifen, jetzt los werden können, denn uns sind sie wirklich nicht im Wege. Aber wir sorgen durch zeitgemäßen Erfas dafür, daß die feindlichen Beete der Minenfelder südenlos weiterfließen. Und unsere Minen reifen sich nicht los. Unter Garantie nicht!

Es wird mir ein unergiebiger Anblick sein, wie der Seisgerstraße Autonomibus mit einer Minenladung am Strande erlischt. Inmitten aus Verderb waren befestigt mit einer Anzahl alibienter Seebären. Borne neben dem Fährer hatte man eine und hinten unter der Wendeltreppe zum Dach noch drei Seeminen aufgebunden. Sie waren, so gefährlich die Sache beim Gedanken an die zentnerschweren Sprengladungen sein mochte, noch „ungefähr“ und daher ganz harmlos. Einige der Leute packen die schwarzen Kriensbirnen an und trüdeln sie wie leere Weinfläßer über den Strandweg. Wenn die Minen freilich „gehärtet“ sind, dann Gnade Gott allem, was in ihr Bereich kommt. Ich hatte die seltene Gelegenheit, während des mehrtägigen Aufenthaltes auf diesem Kriegsschauplatz die Wirkung einer hochgehenden belgischen Seemine zu beobachten und werde darüber später berichten, wenn das hier im Gange befindliche Kapitel der Kämpfe abgeschlossen sein wird. Alle die Bäder längs dem Strande, die sich sonst durch ihre größere oder geringere Reuehmheit aneinander so eifersüchtig domemander zu unterscheiden bestritten waren, bieten jetzt denselben öden Anblick dar. Alles, was vorm der heiteren Luft sorgloser Sommerlege gewöhnet war, hat der mit Regen durchweichte Flugland wie mit einer Flut schmutziger Tränen überjossen. Halb verweht sind die Tennisplätze, Saunen von Rieselrand liegen auf den Strandterrassen der eleganten Gasthäuser, Badehäuser, Sport- und Spielgeräte sind im Sande verweht. Die Meeresküsten der Dünenphotographen sind nur Giengeirippe; die Seebären sind unter dem Donner der Wellen und bei der Sprengung des auf Brandungssonne angetriebenen Minenfläßers gestorben.

Sämtliche Häuser am Strande sind geschlossen, die Fenster verarmelt und verriegelt, die Bewohner zu ihrer eigenen Sicherheit nach dem Binnenlande, meist nach Brüssel geflüchtet worden. Wie nötig das ist, habe ich bei der Befreiung der grundüblichen Zerstörung der Saunenanlagen und Bürgerwohnungen von Zandvoorde geahndet.

So sieht Knokke aus, wo sonst die Badegäste in den Reihen der zahllosen Kaninchen jeder ein Gefäß, welches jetzt nur ein kleiner verwitterter Ziegen, der allein von allen „Einwohnern“ urdiesigen ist. So sieht auch Zandvoorde aus, das in seinen besten Zeiten von mehr als 15 000 deutschen Seebären besetzte Familienort, das so schöne Ausblicke nach Holland bietet.

Da drüben liegt die holländische Grenze. Man sieht den Kirchturm von Sluis, das jetzt von Zeitungsberechtigten, einer Bänder und auch von — Espionen wimmelt.

Man vergegenwärtigt sich einen Augenblick, was das eigentlich ist, ein Land, das inmitten des blutigen Westkrieges seinen fernen Frieden hat. Ob ihn alle so unbedingt achten werden, wie wir Deutschen? Da drühen, in der neutralen Fahrtrinne der See, kreuzt das niederländische Kriegsschiff „Zeeland“, um täglich über jeden Eingriff in das Machtbereich des neutralen Königreichs zu wachen. An der Grenze aber stehen, jaht Schulter an Schulter, holländische Truppen und ein Strahburger Reiter-Regiment Polen. Die Häuser aus dem äußersten Zandvoorde säumen das Reich in der nordwestlichen Ecke des Kriegsschauplatzes.

Weiter die schmutzigen Hüten des Leopold-Kanals, über das zerstörte Zebrügge und Wankerbeges, „fashionable“ Strandbäder, wo vor den ehernen Kriegern des Kongobentmals deutsche Matrosen die Nacht am Meere halten, geht es nach Ost e n d e. Hierher sehen die Fischer, die nach der Sommermode einträglicher Wirtsstätigkeit sonst auf die Ausbeutung der Speisefammern der Nordsee ausziehen, auf die kleine Flotte ihrer Boote im Fischerhafen. Die Häuser am Strande sind auch hier geschlossen. Zerfällten sind, entgegen den wiederholten Behauptungen englischer Blätter, das ganz Dände brenne, nur einige Vuzshohels, durch die englische Flotte, und zwar ausgesucht englische, am stärksten „Majestät“. Auf den Strandpromenaden sind Schützengräben ausgehoben. Die kleinen Alleen des Pfaffenberges bieten eine gute Brunnwehr und dienen in dem rieselnden Sande als Stütze der brünnigen Wände. Das sind, so ganz äußerlich betrachtet, wirkliche Vuzshöhengräben.

Im Spielplatz des Kurjaalgebüdes haben deutsche Matrosen ihr Ziwat aufgeschlagen. So gutem Zwecke hat der mit spielerischen Erteln und Türmchen verzierte Bau noch nie gedient. Auf der Bühne eines Nebenbaues üben ein paar Waujaden in Vermummungen, die sie von der Aquatorstunde mitgebracht zu haben scheinen, ein ausgefallenes Wechnachtsfestspiel. Aber draußen am Strande stehen drüben immerfortige Gewölbe, in höhere Deckungen tief eingesenkt. Nicht umsonst hat die Direktion des Kurjaales in einem Brief, den ich zufällig in einem Bureauverlauf fand, den Besuchern für 1911 „eine ganz besonders interessante Saison“ versprochen. Das haben einige Gäste, Angehörige neutraler Staaten, so aufgefacht, daß sie auch nach dem Kriegsausbruche in Dände bleiben wollten, bis sie jetzt ganz zuletzt von den deutschen Militärbehörden mit sanfter Gewalt zu einer Ausveränderung veranlaßt wurden.

Die Wanderung nach W i d d e l e r t e und W e s t e n d e läßt mich das fröhliche Treiben unserer Waujaden, die zuerst widerwillig und dann mit ganzer Lust Kontratten geworden sind, noch eingehender beobachten als vorher. Sie betreiben längs der ganzen Küste die Eisen- und Strahnbahnen, sie huddeln sich die Babelaren in den Dünenland und hauen sich mit ihnen unterirdische, vielmümmerte Wohnungen, sie dressieren sich die sonst als Reittiere für die Sommergäste verwendeten Esel zu wuppellen Geschiffen für den Lasttransport und sie haben, alles in allem, viel Humor und wenig Langeweile. Auch hier sind viele Häuser. Ein Zug Matrosen baut sich ein pomphaftes unterirdisches Winterloch, das „Strahburger Ziwat“ heißen soll. Und alle freuen sich: Wenn die Ruine-Engländer nur kämen! Die sollen uns Strahburger kennen lernen.

Bei Widdeler komme ich in die vordere Front. Die Häuserreihe dort war uns ich noch unser Belin, jenseits die Mole kennzeichnet schon den feindlichen Schützengraben. Von jenen Militärbeobachtungsstände aus, der weit vorn in der Feuerlinie liegt, zeigt mir ein freundlicher General, den ich zuerst sah, als er die Vertheilung bei Wesshem erläutern ließ, und den ich dann bei dem siegreichen Einzug in Antwerpen wieder traf, die Stellung des Feindes. Dort drüben blüht, im fahlen Nachmittagslichte, zwischen trüben Ueberwömmungswiesen ein dünnes, helleres Band: die Yser. Jenseits, durch zwei ungleiche Brüdertrüme, einen dielen und einen mageren, gleichbedeutend, das arme, vom Feinde besetzte, im Bereich unserer Schützen Gräben, liegende Städtchen K i e u p e r t. Was uns Kombarität, dessen Namen wir der Krechreim eines durch die Jahrhunderte fortfliegenden deutschen Seemannsliedes klingen. Und alles Land um uns, soweit es aus dem apallierenden Bradwall der Ueberwömmungsluft ragt, Schlachtfeld, Ehrenfeld. Jeder Fußtritt ein Grab, jeder Fußtritt wert, ein ewiges Gedendenkmal zu tragen.

W. Scheuermann, Kriegserberichterstatter.

Sintawa.

Ein Kriegsbild aus Rußland von Hermann Wagner.

(Nachdruck verboten.)

Der Sintawa war? Ein schmählicher Vole, fünfunddreißigjährig, eher schwächlich als kräftig, von der ausgemerkten Art aller jener Leute, die ihr halbes Leben in dumpfen Fabrikskuren verbracht haben.

Er hatte weder Eltern, noch Geschwister, noch eine Frau, noch eine Braut — das einzige Lebewesen, das um ihn trauerte, seit er als Landsturmbat ersten Aufgebotes zu seinem Infanterieregiment eingekürt war, war sein Hund, ein Tier, das an Armutlosigkeit des Neuhens durchaus mit seinem Herrn harmonierte. Allein einen so armenhellen Einbrud Sintawa auch äußerlich machen mochte, so portrefflich, treu und anhänglich war er in seinem Nature, und der Rechtsanwalter Doktor Severin Eger, Leutnant in Gwidna, hatte alle Ursache, sich zu beglückwünschen, daß er ihm als Bürche zugestimmt worden war.

Denn dieses ist hier gleich im vorhinein betont: wenn es zweifellos viele gab, die als Soldaten tauglicher und besser waren als Sintawa, so gab es sicherlich niemanden, der jene Eigenschaften, die einem Offiziersburschen nottun, vollkommener in sich vereinigt hätte!

In allen jenen Dingen, in denen der Herr Leutnant hilflos wie ein Kind war, bewährte sich Sintawa als ein erz-erfahrender, er nicht, wußte, suchte, bot, leitete, leitete — er verstand alles!

Und es war keineswegs eine Fraue, als er der Frau Rechtsanwalter kurz vor dem Ausmarsch aus der Garnison auf deren Mahnung, er möge recht sehr auf den Herrn Leutnant achten, mit treuergehiger Kopfniederung zur Antwort gab: „Seien Sie unbeforgt, gnädiges Frau — ich paßen schon auf!“

Die Gelegenheit, zu zeigen, was er konnte, kam für Sintawa sehr bald.

Das Bataillon, welchem der Leutnant Severin Eger angehörte, ging nach Rußland ab, mit der Bestimmung, Expeditionsdienst zu tun.

Sie hört an die russische Grenze machte sich alles sehr gut, denn man hatte die Bahn zur Verfügung. Dann aber marschierte man in Rußisch-Polen ein. Und damit nahmen jene

Annehmlichkeiten ihren Anfang, die nur der Ermessen kann, der seinen Zug schon einmal in diese geeigneten Gefilde geleitet hat.

Es ging teils durch mehrere Fuß hohen Sand, teils durch Morast, man tam durch ausgepöberte Dörfer, man nächtigte in halb verfallenen Scheunen auf Stroh, lernte Fische, Käse, Mäuse und Schwaben kennen, Inhaberte an feinstem Kommissariat, litt Mangel an gutem Trunkwasser und war, mangels jeder Feldpostverbindung, von der Außenwelt zeitweise wie abgeschnitten.

In diesen recht trüben Tagen bewährte sich Sintawa für den Herrn Leutnant als ein Kamel. Was er tat, entbehrte freilich jeden heldenmütigen Zuges, war aber doch so nützlich und nötig, daß ihn Herr e ihm niemals vergaß. Sintawa war immer zur Stelle, wenn man ihn brauchte. Er verstand es, aus den armenlichen Strohhöfen ein erträgliches Lager herzurichten, er brachte es, durch Geld, gute Worte und Trohungen, fertig, von den eingeäscherten Bauern eine Seime, ein Kaninchen, ja sogar eine Gans zu erwerben und diese herrlichen Dinge lungt und mundgerecht herzurichten, er wußte Bäcker, besetzte die Uniform aus und färbte, was ihm eine schöne Tat blieb, seinen Leutnant zweimal zum Käuen.

Dabei war er, trotzdem ihm die antirenden Würdige starr mitsahen, immer lustig und guter Dinge und zeigte, wenn man ihn etwa fragte, ob er sich vor den Russen fürchte, nur ein überlegenes Grinsen.

Nein — Sintawa fürchtete sich nicht!

Dies bewies er an dem Abend, da das Bataillon ganz unerwartet mit einer mehrlach überlegenen Abteilung russischer Infanterie, die aus einem Walde herausfuerte, in Kampf gerieth.

Der Kampf dauerte nicht lange, denn um Defung zu erlangen, mußten sich die um vieles schwächeren Oesterreicher bald in ein nahes Dorf zurückziehen. Aber er war doch von jener Art, die man sich für den Rest seines Lebens merkt.

Zuerst gab es eine grenzenlose Ueberladung, denn man hatte von einer so nahen Anwesenheit des Feindes keine Ahnung gehabt. Zu dieser Ueberladung stellte sich die lähmende Ungewißheit, wie hart der verborgene Feind wohl wäre. In diesem Augenblick fielen auch schon, von feindlichen Kugeln getroffen, die ersten zwei Mann.

Nun kamen, sich überfüllend, die Befehle zur Abwehr. Und ohne eigentlich zu recht zu wissen, wie es zugegangen war, fand man binnen wenigen Minuten im allerbestigsten Feuer.

Wie groß der Feind sein mußte und wie trefflich er gekocht war, erkannte man erst, als die Zahl derer, die fielen, immer größer wurde. Und da hieß es mit einem Male: „Zurück!“ Wie sich dieser Rückzug, unter ununterbrochenem Feuer, vollzog, darüber war sich nachher auch niemand ganz klar. Tatsache war nur, daß, als man hinter den ersten Hügel des Dorfes Deckung erlangt hatte, die Russen zu feuern plötzlic aufhörten.

Es war still und finster, als man sich sammelte. Es fehlten nicht weniger als 120 Mann. Unter diesen auch Sintawa und sein Leutnant.

Sintawa war aber durchaus nicht gefallen, ja, nicht einmal verwundet. Die Sache mit ihm verhielt sich vielmehr so: Ueber ihn waren, als die ersten Schüsse fielen, die Schrednisse eines Menschen gekommen, der bis dahin friedlich gekocht hat und sich nun mit einem Male einer tödlichen Berge-waltung ausgesetzt sieht. Eine der Fragen, die blitzschnell sein Gehirn kreuzten, war die: „Was habe ich getan, daß man auf mich losgeht?“ Sie wurde aber sofort von jener stillen Ergebung abgelöst, mit der weiche Menschen seiner Art sich jedem Gewalttätigen fügen. „Sei's drum“, dachte er, „was kann ich tun!“ Und sich der Gemohnheit seiner Jugend erinnernd, schloß er ein Gedank an seinem Schützengraben, hinter dem, dreier möge ihn beschützen. Damit gab er auch schon jeden eigenen Willen auf und tat, was seine Pflicht war: er schoß auf den Feind!

Hatte er Furcht? Es wäre trübe gewesen, zu sagen, daß er keine hatte. Er zitterte ja, seine Lippen bebten und seine Augen hatten jenen Ausdruck gequälter unschuldiger Menschen, den man nie vergißt. Allein dieser Zustand dauerte nur bis zu einem gewissen Punkte an, bis zu dem Augenblick, da ein Ereignis eintrat. Ein Ereignis, das in Sintawa eine große Veränderung hervorrief, das ihn schließlich zu einem Soldaten machte. Dieses Ereignis war für Sintawa die Bekanntschaft, daß sein Leutnant zu Boden gefallen war. Es geschah dies gerade in jenem Moment, als die Kugeln am bestigsten piffen, als ein Mädchen aus der Infanterie anfang und als es schien, als habe die Hölle alle ihre Teufel ausgespien.

„Zurück!“ ertönte das Kommando. In diesem Moment, als alles sich notgedrungen wendete, ging Sintawa, ohne länger zu zittern, vorwärts, nach jener Stelle, wo sein Leutnant lag, heugte sich über den Bewußtlosen nieder und wühlte das Blut von seiner blauen Stirn.

Auf welche Weise der schwächliche Sintawa mit seinem beunruhigten Leutnant in das Dorf gelangt war?

Niemand konnte das sagen, am allerwenigsten er selbst. Als es ihm gelungen war, seinen Herrn der Schut an derer zu übergeben, fühlte er erst, wie schwach und eckend ihm war, so daß er sich, um nicht umzuwallen, auf die Erde niederlegen mußte.

„Und du, Sintawa . . . was ist dir? . . . du blutest ja!“ jagte ein Kamerad.

„Ja?“

„Ja . . . hier am Arm!“

Man rief ihm den Waffenrock herunter und sah, daß eine Kugel durch das Fleisch seines linken Oberarmes gedrungen war.

„Ja . . . ich . . . wußte es nicht“, flötete Sintawa und hob die unklare Gesicht, als müßte er sich schämen.

„Kommt“, rief er, „lasse dich verbinden!“

Er schätzte und Gings.

Und er hatte, während man sich um ihn bemühte, nur einen Gedanken: den an die freundliche und schöne Frau, die ihm aufgegeben hatte, auf den Herrn Leutnant aufzupassen! Und nur eine Empfindung: die der Genugtuung, daß es ihm gelungen war, sein Versprechen zu halten!

1500 Eiserne Kreuze für Verste.

Wie außerordentlich bedeutend und tiefgreifend die Tätigkeit unserer Sanitätsoffiziere in diesem Kriege bisher gewesen ist, geht aus der hohen Zahl der ihnen verliehenen Auszeichnungen am deutlichsten hervor. Nicht weniger als 1500 Eiserne Kreuze haben sich unsere Militärärzte durch ihre aufopferungsvolle Arbeit erworben.

Für die Redaktion verantwortlich: Siegfried Dyd. Druck und Verlag von Otto Schödel. Sämtlich in Halle a. S.